

nicht damit getan sein dürfte, den Gebrauch eines Ritus für einen begrenzten Bereich wieder zuzulassen. Die Auseinandersetzung mit dem Traditionalismus Lefèbvrescher Prägung wird gerade auch diesen politisch-gesellschaftlichen Kontext berücksichtigen müssen.

Der Kirche läuft ein Teil ihrer Vergangenheit nach

Auch wenn der Traditionalismus eines Marcel Lefèbvre zweifellos nicht die vorkonziliare Kirche als ganze widerspiegelt und das Konzil sehr viel mehr in der Kontinuität dessen steht, was vor dem Konzil Kirche und Theologie ausmachte, als Leute wie Lefèbvre dies wahrhaben wollen, so zeigen die Aktivitäten der Priesterbruderschaft St. Pius X., daß der Kirche in Form traditionalistischer Gruppen ein Teil ihrer Vergangenheit nachläuft. Eine tiefer gehende Auseinandersetzung unterbleibt weitgehend, da man befürchtet, diesen Gruppen damit eine der Sache nicht angemessene öffentliche Aufmerksamkeit zu verschaffen. Oder man hat das Gefühl: Lieber nicht daran rühren; mit der Zeit wird sich die Sache von selbst erledigen. Oder man hat Angst, durch eine verstärkte Aufmerk-

samkeit für den Traditionalismus denjenigen ein Alibi zu liefern, die ohnehin weitere Reformen in der Kirche verhindern möchten. Wieder andere meinen, es gäbe schlicht Wichtigeres als dies und wollen die Angelegenheit auf sich beruhen lassen. Die Traditionalisten ihrerseits fühlen sich totgeschwiegen: Daß man eine andere Meinung als sie vertritt, daran haben sie sich gewöhnt; daß man aber gar nicht erst mit ihnen redet, schmerzt sie.

Die Kirche wird eine umfassendere Auseinandersetzung mit ihnen als ein Stück bislang zu wenig geleisteter Vergangenheitsbewältigung nicht umgehen können. Als einer der vielen Fälle innerkirchlichen Ungehorsams wird sich die Sache nicht abtun lassen.

Klaus Nientiedt

Literaturhinweise:

Jean Anzévi, Das Drama von Ecône. Analyse und Dokumente. Valprint, Sitten 1976.

Yves Congar, Der Fall Lefèbvre. Schisma in der Kirche? Mit einer Einführung von Karl Lehmann. Herder, Freiburg 1977.

Bernard Plongeron, Traditionalistes et traditionalisme des catholiques français, in: Etudes, Dezember 1976, S. 687-706.

Emile Poulat, Intégrisme et catholicisme intégral. Casterman Tournai 1969.

Hans Rossi, Ecône durchleuchtet. Lefèbvre und sein Werk. Rex, Luzern-München 1977.

Eine neue Qualität von Angst

Zu einem Psychoanalytikerkongreß in Berlin

Wenn Seelenkundler sich mit Ängsten befassen, ist daran nichts Besonderes. Sie sind es gewohnt, im täglichen Umgang mit ihren Patienten und den dabei zutage tretenden eigenen Ängsten sich damit auseinanderzusetzen. Das geschieht in der analytischen Praxis freilich von Subjekt zu Subjekt, gleichgültig, ob dieses ein einzelner oder eine Gruppe ist, ob der Therapeut sich damit in der Einzelanalyse oder in der Gruppenberatung oder -therapie abzugeben hat. Welche Schlüsse daraus für den Zustand einer Gesellschaft zu ziehen sind, ob sich in bestimmten Bevölkerungen, in bestimmten Zeiten oder bestimmten Kulturen Angstsymptome so sehr häufen und so verallgemeinert vorgefunden werden, daß eine Epoche oder eine Gesellschaft davon geprägt wird, ist damit noch nicht ausgemacht. Und wie weit diese Prägung auf das Verhalten von Gruppen und einzelnen, auf die dem Analytiker begebenden Krankheitsbilder zurückwirkt und ob solche Schlüsse vom Besonderen auf das Allgemeine und – als Konsequenz daraus – auch vom Allgemeinen aufs Besondere mit den Erkenntnis- und Kunstmitteln der Psychoanalyse – oder gar mit diesen allein und ohne umfassende Berücksichtigung analoger Erkenntnisse verwandter und ergänzender Wissensbereiche – sich überhaupt ziehen lassen, ist damit ebenfalls noch nicht entschieden. Aber es liegt in der Natur der Sache und in der des eigenen Erkenntnisweges, daß sich der Analytiker als einzelner und in der Gemeinschaft seines Faches auch darüber Gedanken macht.

Angstbesetzt bis zur Panik

Es war deshalb nur natürlich, daß sich eine Vereinigung wie die Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft, die vor allem Analytiker Freudscher Provenienz in sich versammelt, Angst zum Thema ihrer diesjährigen Jahresversammlung (in Berlin vom 25. bis 28. November) gemacht hat.

Nicht nur der Vorsitzende der Gesellschaft, der Stuttgarter Lehranalytiker Friedrich Beese konnte darauf hinweisen, daß die Frage nach Äußerungen von Angst gegenwärtig „in einem viel direkteren Sinne, als wir wahrhaben wollen, in der Luft liegt“ – als Angst der Betroffenheit angesichts der die Menschheit (nach Beese die „Menschenart“) bedrohenden Umweltzerstörung oder möglichen nuklearen Katastrophe. Schon Senatsdirektor Busse, der die Teilnehmer im Internationalen Congress-Centrum an Stelle des verhinderten Wissenschaftssenators mit einer launigen, dem Milieu empathisch angepaßten Rede begrüßte und sie aufforderte, trotz der Unwägbarkeit und Universalität des Themas ihrer aufklärerischen Tradition treu zu bleiben, weil „Hilfe zu Angstannahme“ auch „ein Zeichen der Hoffnung“ sei, entfaltete ein weitläufiges und zugleich nuancenreiches Bild spezifisch gegenwartsbezogener Ängste. Fast alle politischen Themen (von der Friedensfrage über die Ausländerpolitik bis zur „großen Wende“) seien angstbesetzt. Angstbesetzte Verunsicherung „überkrieche“ fast alle Le-

bensbereiche; manches sei sogar Ausdruck von Panik und in individuellen und kollektiven Reaktionen ein Hinweis auf nicht mehr rational bewältigte Zukunftsangst.

Busse gab überdies einen Hinweis, der, wenn er auch empirisch schwer zu unterbauen sein dürfte, ein bezeichnendes Licht auf die „seelischen“ Verhältnisse in der Bundesrepublik wirft. Leider wurde dieser im späteren Verlauf der Beratungen, soweit sich das angesichts der vielen Parallelveranstaltungen überhaupt beobachten ließ, nirgends aufgegriffen. Busse meinte, *die Deutschen* neigten insgesamt stärker zu Ängsten, auch wenn andere Völker sozial unruhiger seien. Die Frage, ob Deutsche mehr als andere Bevölkerungen angstdisponiert sind – gegenwärtig und überhaupt –, wäre durchaus eine Diskussion wert gewesen. Für *die Gegenwart* gäbe es auch besonders plausible Gründe dafür: für die ältere Generation die psychologischen Wirkungen des Zweiten Weltkrieges und seiner Folgen; für die ältere und jüngere Generation die rational kaum bewältigte Katastrophe Drittes Reich, die besondere strategische Exponiertheit der Bundesrepublik im Konzept der militärischen Abschreckung wie im Blick auf den nuklearen Ernstfall. Und für das „überhaupt“ möglicherweise auch: das besondere Harmoniebedürfnis der Deutschen, die im Verhältnis zu den europäischen Nachbarvölkern geringe Krisentoleranz, das immer noch angstbesetzte *Demokratiethema*: Wie oft wird bereits bei geringen Anzeichen von Parteien- oder Staatsverdrossenheit Weimar beschworen; zweifellos eine politische Zustandsäußerung von besonderer tiefenpsychologischer Bedeutung.

Aber für solche aufwendigen und letzten Endes doch nur Vermutungen produzierende Erörterungen war der Kongreß und seine Leitung wohl nicht präpariert. Die Medien, die – jedenfalls über Berlin hinaus und eigentlich erstaunlich – den Kongreß als ganzen eher stiefmütterlich behandelten, machten aus solchen Fragestellungen ebenfalls kein Thema. Dennoch brauchte sich die Kongreßleitung nicht zu beklagen. Der Andrang war beträchtlich: 860 Dauerteilnehmer auf einem Psychoanalytiker-Fachkongreß, der zwar für einen erweiterten Kreis unter Einfluß von Psychologen, Sozialmedizinern und von bei Psychoanalytikern nicht immer sonderlich geschätzten Verhaltenswissenschaftlern gedacht war, an dem aber doch ganz überwiegend nur Vertreter des engeren eigenen Fachbereichs mitmachten, das konnte sich sehen lassen. Und auch die *Zielsetzung* war klar: Im Sinne des Gesamthemas des Kongresses „Angst: individuelle und kollektive Erscheinungsformen, Theorien, Therapie“ wollte man nicht nur das ganze Repertoire krankheitsstiftender und krankheitsbegleitender Ängste (bezogen auf die verschiedenen Lebensalter und die unterschiedlichen Formen seelischer Erkrankungen) angehen und verdeutlichen, wo Angst Ursache, Symptom oder Folge von Krankheit ist, sondern das Blickfeld der eigenen Disziplin und Behandlungskunst ausdehnen und das individuumsbezogene Analysieren und Therapieren von Ängsten *auf deren kollektive Erscheinungsformen* erweitern.

Vom Individual-Ich zum Kollektiv-Ich

Am entschiedensten war dieser Versuch im Eröffnungsreferat von Beese angelegt. Beeses Grundthese war denkbar einfach. Er ging aus vom Begriff der realen äußeren Gefahr, auf die wir im psychoanalytischen Sinne in Form von Realangst (im Unterschied zur *neurotischen Angst*) reagieren. Seine Frage: Meinen wir mit Gefahr ausschließlich auf uns zukommende Ereignisse, die uns mit Leid, Schmerz oder gar physischer Vernichtung bedrohen oder gehören zu den Gefahren, auf die wir mit Angst reagieren gerade im Blick auf unser aktuelles, kollektiv geprägtes Angsterleben noch andere Momente? Seine Antwort: Auf jeden Fall gehöre dazu „ein Gefahrenmoment, welches ein Angstgefühl in demjenigen Teil unseres Inneren hervorruft, der nicht nur vom Zentrum des individuellen Ichs her reagiert, sondern als Angehöriger der Menschenart, sozusagen als kollektiver Ich-Anteil“. Es sei „kein Zufall, daß wir mit Äußerungen von Angst, wahrscheinlich ganz realer Angst, in zunehmenden Maße zu tun haben ...“, nachdem kollektiv immer mehr geschehe, „was nicht nur den einzelnen Menschen gefährdet, sondern in zunehmenden Maße *die ganze Menschenart*“. Für Beese stand außer Frage, daß mit den zunehmend größer werdenden Gefahren für das Überleben der Menschheit auch die dadurch hervorgerufenen Ängste von einer „*neuen Qualität*“ sind.

Aus dieser *Grundentscheidung*, die im Verlauf des Kongresses zwar mehrmals bestätigt, aber nicht im einzelnen erhärtet wurde, ergaben sich dann Fragen wie diese: Sind die jetzt beispielsweise in der *Friedensbewegung* aufbrechenden Angstsymptome nicht eher eine Reaktion auf jahrelange Angstverdrängung durch Nicht-zur-Kenntnisnehmen realer Menschheitsgefahren denn angsthafte Übertreibungen überschätzter Gefährdungen? Können wir uns damit begnügen, solche Ängste nur als *Gefahrensignale* für eine Menschheitsgefährdung wahrzunehmen, oder müßten nicht vielmehr Aktivitäten zum Abbau der Gefährdungen in Gang gesetzt werden? Sind so betrachtet „Aussteiger“, die sich um ein alternatives Leben abseits von den Normen unserer Kultur und Zivilisation bemühen, nicht insoweit ein Stück voraus, als sie „eine wachere Wahrnehmung der kollektiven Gefahren für die Menschheit haben, daß ihnen diesbezügliche Angstsignale eher bewußt werden und sie Konsequenzen daraus ziehen“? Und schließlich: Sind viele Patienten, bei denen der Analytiker *strukturelle Ich-Störungen* diagnostiziert und sich um einen verlässlicheren Grad an Stärke und Ich-Integrität bemüht, so gesehen gar nicht so krank, wie allgemein angenommen wird? Sind nicht vielmehr gerade unter den an Entfremdungs- und Auflösungsängsten Leidenden „die Träger jener Signale, welche der Menschheit bewußt machen könnten, daß sie sich von einer gedeihlichen Entwicklung der Menschenart immer mehr entfernt und sich anschickt, ihr eigenes Grab zu schaufeln“?

Wenn diese Fragen, die immerhin provokativ genug formuliert waren, um jegliche Art wissenschaftlichen und politischen Eros' herauszufordern, den Verlauf des

Kongresses nicht so umfassend bestimmten, wie es offensichtlich geplant war, dann lag das wohl nicht nur an der *besonderen Eigenart des Kongresses*, der sich zwischen solcher Aktualisierung des Faches und solider schulmäßiger Bearbeitung von Einzelthemen (Die Bedeutung der Angst bei dissozialen Fehlentwicklungen, Ängste des Jugendlichen und ihre Bedeutung für die Psychoanalyse, Die Bedeutung der Angst bei neurotischen und psychosomatischen Krankheitsbildern, Familientherapeutische Ansatzpunkte bei Patienten mit schwerer Angstsymptomatik, um nur einige weniger zu nennen) hin und her bewegte. Auch die auf einem solchen Kongreß schwer aufzuarbeitende Problematik, wie denn *angeblich oder wirklich neuartige Angstphänomene* wissenschaftlich einzuordnen und klinisch zu bewerten seien, ist dafür kaum maßgebend gewesen. Vielmehr zeigte sich bereits in den ersten Referaten, daß der geforderte Sprung vom Ich zum Kollektiv mit den Erkenntnisinstrumenten des Analytikers nicht so einfach vollziehbar ist, wie es die Fragen von Beese nahelegten, sondern daß selbst grundlegende in der Psychoanalyse verwendete Begrifflichkeiten, sobald sie von der Beziehung Therapeut–Patient abgelöst werden, ein zu unsicheres Terrain bilden, um darauf eine tragfähige Deutung gesamtgesellschaftlicher Phänomene aufzubauen. Außer einer *positiveren Wertung der Angst als Signalfunktion* ging vom Referat Beeses in das Ergebnis des Gesamtkongresses nicht viel ein.

Angstabwehr als Selektionsvorteil

Es war wohl diese grundlegende Unsicherheit, die den Kongreß deutlich in *zwei Tendenzen* aufspaltete: Die eine bemühte sich mit den Mitteln des Faches möglichst ökonomisch umzugehen und vermied es sorgfältig, aus der Pathologie von Individuen auf Vorgänge im Großen zu schließen. Die andere ließ sich von den neu diagnostizierten Überlebensängsten unmittelbar in die Pflicht nehmen und verstand ihren psychoanalytischen Beitrag, wenn schon nicht als eine Funktion von Politik, so doch als Aufforderung, Politik im Blick auf die genannten Überlebensängste in einem bestimmten Sinn zu betreiben oder zu bekämpfen. In der Sache hatten beide fundierte Argumente für sich, auch soweit diese den unbefriedigenden Ertrag der eigenen Disziplin zur Aufdeckung der Manipulierbarkeit des einzelnen durch kollektive Psychosen oder auch durch wirtschaftliche, militärische oder politische Eliten meinten. Die Unterschiede bzw. Gegensätze lagen in der Kompetenzeinschätzung

Exemplarisch verkörpert wurden die gegensätzlichen Positionen durch die Referate des Göttinger Professors *Karl König* und des Berliner Privatdozenten *Horst Petri*. Auch König sprach wie Beese von neuen Dimensionen der Bedrohung, die eine Angst neuer Qualität erzeugten. Er spitzte Beeses Grundthese sogar zu: „Wenn ich mich über etwas wundere, so darüber, daß wir insgesamt so wenig Angst erleben und daß wir nur zeitweise Angst dieser neuen Qualität spüren.“ Und deutlicher noch als Beese sprach er die „primitiven Abwehrmechanismen“ an, die

Realität nicht nur reduzieren, sondern verfälschen, „die nicht nur unser Erkennen quantitativ reduzieren, ohne seine Qualität ganz zu verändern, sondern die die Qualität selbst betreffen, wenn sich durch Angstabwehr bedingte Aggressionen gegen die eigene Person oder gegen fremdartige Minderheiten wenden“.

Als erfahrener Strukturanalytiker in der Individual- und Gruppentherapie kam König freilich zu einer sehr viel ausgewogeneren Einschätzung der *Lebensfunktion von Angstabwehr*. Es sei zwar schlecht, daß wir abwehren oder verschieben – die Angst vor einem vernichtenden Krieg, vor der möglicherweise ökologischen Totalkatastrophe – schlecht, „weil ein Handeln, das die realen Verhältnisse verändern soll, erst dann optimal ist, wenn wir die realen Verhältnisse auch in den *richtigen Dimensionen* sehen“. Aber es sei eine Utopie anzunehmen, wir könnten auch wirklich so handeln. Die Angst, die wir bei optimaler Angepaßtheit bzw. bei optimalem Bewußtsein von den tatsächlichen Gefahren erlebten, lähmte unsere Handlungsfähigkeit. Wir handeln demnach zweckmäßiger, so Königs zentrale These, wenn wir die Gefahr etwas geringer einschätzen, als wenn wir sie voll anerkennen. Als *beste realisierte Handeln* definierte König „dasjenige ... , bei dem ein gewisses Maß an Abwehr, sei es Verleugnung, Verdrängung oder Verschiebung unsere Vorstellung von Gefahr soweit reduziert, daß wir nicht in Panik ausbrechen und handlungsunfähig werden, daß uns andererseits aber noch genug Motivation bleibt zu handeln“. In solcher Disposition zur Abwehr, die bei Menschen aller Kulturkreise nachzuweisen sei, sah König durchwegs einen *Selektionsvorteil*. Eine Strategie mäßiger Verdrängung würde demnach die Zukunft des Menschen besser sichern als eine totale Offenlegung aller realen und denkbaren Gefahren.

Aber König trug dies alles *in Form von Hypothesen* vor, für die es Anhalte auf dem fachlichen Erkenntnisweg des Psychoanalytikers gibt. Beweisen lasse sich das mit den Mitteln seines Faches nicht. Es gelte immer ein „vielleicht“ oder ein „möglicherweise“. Und zum Schluß schränkte er nicht nur im Blick auf das eigene Kompetenzverständnis, sondern auf das Vermögen des Menschen, sich richtig zu verhalten, selbst die Grundthese vom Selektionsvorteil der Angstabwehr nochmal ein: Offen bleibe natürlich „die bange Frage, ob wir durch die Komplexität und Mächtigkeit der Realität, die wir uns geschaffen haben, uns in unserer Ausstattung, die im Laufe unseres evolutionären Prozesses entstanden ist, nicht selbst überholt haben ...“ Und auch das sei nur Hypothese.

Die Ich-Stärke der Friedensbewegung

Solche Bedächtigkeit lag *Horst Petri* als Vertreter des Gegenpols nicht. Bedenken wegen Kompetenzüberschreitung stellten sich bei ihm nicht ein. Sein Ziel war es, die Psychoanalyse für die *Anliegen der Friedensbewegung* zu gewinnen. Seine Position war die der „Ärzte gegen den Atomkrieg“, die eine Woche zuvor an derselben Stelle ge-

tagt hatten und deren „Frankfurter Erklärung“ über die Nichtbeteiligung an vorkehrenden ärztlichen Sicherheitsmaßnahmen für den Fall eines Atomkrieges auch auf dem Analytikerkongreß zur Unterschrift herungereicht wurde. Er begann mit einer scharfen Kritik an Freud, der seine Ratlosigkeit in der Friedensfrage 1932 in einem Brief an Einstein ausdrücklich bekannte, setzte fort mit einer kräftigen Pointierung der Feindbilder politischer Machteliten und deren „krankhafter Selbstüberschätzung“, attestierte unserer Gesellschaft insgesamt einen als Produkt lebensgeschichtlich erfahrener Angst aufgefaßten *Trend zur Entpolitisierung*, entdeckte in der Friedensbewegung eine qualitativ neue, durch das *Gruppen-Ich* gestärkte Ich-Identität und forderte seine Kollegen zur „identifikatorischen Teilnahme“ an den Zielen der Friedensbewegung auf.

In all dem war die zentrale Frage Petris die, „mit welchen Methoden der Aufklärung in den entpolitisierten Bevölkerungsteilen ein Maß an Angst mobilisiert werden kann, das zu einer Neustrukturierung eines integrations- und politisch verantwortungsfähigen Ich führt“. Angesichts eigener und Königs Hinweise auf die das Individuum beeinflussenden *Gesetze der Gruppendynamik* (König: „ein Mensch kann in einer Großgruppe ganz anders und viel primitiver reagieren“) und angesichts der ebenfalls von König, aber auch von anderen herausgestellten Tendenz zu *regressiven Entwicklungen des Ich* in Form ideologischer Bindungen innerhalb der Großgruppe mußte man sich fragen, woher die neue Qualität von Ich-Stärke gerade einer Bewegung zuwachsen sollte, die nach Petris Konzept selbst auf Mobilisierung von Angst aufbauen muß.

Aber das focht den Referenten nicht an. Er hielt die Vertreter seines Faches auch durchaus für kompetent, „realitätsentfremdete Politiker“ nicht nur über „strukturelle Gewaltprobleme“ aufzuklären, sondern ihnen oder gegen sie Handlungsanweisungen zu geben oder wenigstens zu suggerieren. Bezüglich der atomaren Gefahr wollte Petri weg vom „mythischen“ Konzept des „kollektiven Selbstmords“. Es gehe „um wechselseitigen Mord, der jenseits der Bedürfnisse der Bevölkerung von Machteliten geplant und vorbereitet wird“!

Man konnte es am Klatsch-Pegel ablesen: ein nicht unbedeutlicher Teil der Zuhörerschaft folgte dieser *Ablösung von Angstverdrängung durch Angstmobilisierung*. Das Präsidium der Gesellschaft aber hatte sich auf der unmittelbar nach dem Referat von Petri abgehaltenen Pressekonferenz vehement des Vorwurfs zu erwehren, sie verfolge mit dem Thema Angst nicht wissenschaftliche, die Politik höchstens begleitende Ziele, sondern *betreibe* schlicht Politik. Der Kongreß als ganzer folgte Petri dann auch nicht. Als am Schluß noch einmal eine Debatte über diesen von der Aktualität her zentralen Punkt aufkam, einigte man sich auf die Position: der Psychoanalytiker verfüge zwar über eine hohe interpersonale Kompetenz, aber er verfüge kaum über eine besonders hohe Handlungskompetenz im sozialen und politischen Bereich. Hilfe zu *Mobilisierung von Handlungsspielraum* traute

man sich schon zu, aber das setze eine „sehr realistische Wahrnehmung der Handlungssituation“ voraus. Und ein Teilnehmer meinte gar, vielleicht gehe es nicht einmal so sehr um Erhaltung oder Erwerb von Handlungsspielraum, sondern um die *Erhaltung der Ganzheit der Person*. Es gelte nicht einfach, etwas zu tun, sondern zu sehen, was man jeweils mit den zur Verfügung stehenden Kräften und Einsichten tun könne.

Angst vor den Turbulenzen der Adoleszenz

Charakteristisch für den Kongreß als wissenschaftlicher Fachveranstaltung war aber nicht nur die Frage von Angstverdrängung, Angstmobilisierung und Angstbewältigung angesichts einer möglichen Menschheitskatastrophe. Es kamen auch eine ganze Reihe von anderen, eine breitere Öffentlichkeit interessierenden Elementen zum Vorschein. Sie betrafen zum Teil das Selbstverständnis der Psychoanalyse, zum Teil hatten sie mit veränderten Symptom-Interpretationen oder mit neuen Schwerpunktsetzungen in Forschung und Therapie zu tun.

Auch wenn Beese mit seiner Forderung, das analytische Bemühen vom Individual-Ich gezielt auf das Kollektiv-Ich zu erweitern, nur begrenzt Zustimmung fand, so waren sich die meisten Referenten doch einig, daß in der psychoanalytischen Forschung und Praxis soziale Zusammenhänge bisher zu sehr vernachlässigt wurden: z. B. die Kränkungsangst, die als eine Form sozialer Angst das Produkt sozialen Abstiegs sein kann. Mehrmals gab es Hinweise auf die wachsende Arbeitslosigkeit als Quelle existenzieller und sozialer Ängste, ohne daß diese zum Thema wurden. Der Glaube an die Wunder wirkenden Heilungskräfte der Gruppendynamik, der einen psychoanalytischen Autor wie *Horst Eberhard Richter* so sehr bekannt gemacht hat, trat in Berlin nur noch in sehr reduzierten Formen auf. Und wieder einmal wurde eine Verschiebung im Gesamtspektrum seelischer Erkrankungen festgestellt. *Durch Verunsicherung und Orientierungslosigkeit auffallende Persönlichkeitsstrukturen* würden häufiger. Zwanghafte und depressive, auf ein autoritäres Über-Ich zurückgehende Erscheinungen würden hingegen teilweise durch narzißtische und phobische Persönlichkeitsanteile abgelöst.

Aufgefallen ist auch, daß mehrere Referenten eine *stärkere Berücksichtigung der Pubertät und des Jugendalters* in der analytischen Praxis forderten: Trennungs- und Individuationsängste der Adoleszenz seien dem Patienten lebensgeschichtlich näher und für ihn bedrohlicher als die der frühen Kindheit. Die Überschätzung der frühen Kindheit gegenüber dem Jugendalter führte *Jörg Wiese*, Chefarzt für Jugendpsychiatrie am Klinikum in Nürnberg, einer Äußerung Anna Freuds aus dem Jahre 1960 folgend, auf emotionale Widerstände und Ängste beim Psychoanalytiker selbst (vor den emotionalen Krisen des Jugendalters) zurück.–

Religion spielte im Berliner Kongreßzentrum jedenfalls nach Plan nur eine Nebenrolle unter der Rubrik „Sublim-

verarbeitung“ von Angst und wurde auf der gleichen Ebene wie Schauer märchen und Horrorgeschichten abgehandelt. Die religionsanaloge Funktion von Horrorgeschichten wurde von der zuständigen Referentin (*Helga Pohl*, München) allerdings recht hoch eingeschätzt (der Vampir als „Gegenchristus“) und kulturgeschichtlich (emotionale Abwehr der Folgen der Aufklärung im 19. Jahrhundert) auf höchst anregende Weise verarbeitet. Das einzige, ausdrücklich religionsbezogene Referat („Religiöse Verarbeitung von Kränkungsangst“) wurde von zwei Tagungsteilnehmern mit jeweils theologischen akademischen Titeln in einer Art Dialogreferat vorgetragen. Das Interesse schien – an der relativ schwachen Teilnehmerzahl gemessen – nicht übermäßig groß zu sein. Das Referat zeichnete sich allerdings durch einen klaren Religionsbegriff („Verhalten ... mit transzendtem Bezug“) und durch das an Fallbeispielen erläuterte Eingeständnis aus, daß *mit Religion zusammenhängende Symptome* in der Analyse aus Scheu oder Unsicherheit ausgeklammert, wenn nicht gar als „therapieresistentes Ausweichverhalten“ eingestuft würden.

Der Tod und die Bewältigung des Diesseits

Indirekt war Religion auf dem Kongreß, auf dem, wenn auch in einem technischen Sinne so viel von „Metapsychologie“ die Rede war, auf mancherlei Weise präsent. König erinnerte in seinem Referat nicht nur an Horst Eberhard Richters „Gotteskomplex“, an die Schwierigkeiten des ohne Gott lebenden, ohne Gott zurechtzukommen, ohne sich selbst zu überfordern. Gerade aus dieser Überforderung („Ein Mensch von Gottes Allmacht und Güte steht nicht zur Verfügung“) resultieren Vertrauensprobleme und Orientierungsängste. Er deutete auch auf den zentralen Bezugspunkt von Angst hin: den *Tod* als Trennung von Beziehungspersonen und als Verlust des Bewußtseins, den „viele Leute heute für endgültig halten“. Beese hatte davon gesprochen, es komme auf das *Menschenbild* an, das der Psychoanalytiker habe. Kann aber das vollständigere Menschenbild, wie es Beese wohl vorschwebte, nur in der Erweiterung des Individual-Ichs um

das Kollektiv-Ich bestehen? Bedarf es hier nicht anderer Erweiterungen? Könnte es nicht sein, daß *Überlebensängste* nicht nur deswegen zunehmen, weil die Menschheitskatastrophe eine reale Gefahr geworden ist, sondern auch weil eine Menschheit, für die mit dem Tode alles zu Ende ist, sich am Überleben festklammert, ja dazu verdammt ist, sich daran festzuklammern. Vermutlich ergäben erst beide Komponenten – *die reale Gefährdung des Diesseits und das ausweglose Angewiesensein auf dieses* – ein Gesamtbild der in Berlin beschworenen neuen Qualität von Angst.

Noch ein letztes: Der Chronist hat nie recht verstanden, wieso kirchlicherseits im Gefühl der Resignation so sehr darüber geklagt wird: der Psychoanalytiker bewerkstellige immer mehr das, was in religiöseren Zeitaltern die Kirche als Tröstung und Heil bringen, gewähren, spenden könnte. Der Mann (oder die Frau) mit der Couch konkurrierte zunehmend den Geistlichen im Beichtstuhl weg. Nach dem Angst-Kongreß in Berlin versteht er dieses Wehklagen noch weniger. Er hat kaum einmal eine Berufsgruppe kennengelernt, die in so vielen uneingestandenen, halbeingestandenen oder auch einfach zugegebenen *Verlegenheiten* steckt. Auch wenn, wie es sich für Psychologen gehört, mit jedem Eingeständnis noch einmal gebührend kokettiert wurde. Das von *Wolfgang Lenzer* (Berlin) mit besinnlicher Hinterköpfigkeit vorgetragene Referat über „Ängste des Psychoanalytikers“ (an der Ausarbeitung waren auch zwei Frauen beteiligt) löste Kaskaden entkrampfender Lachsalven aus. Die Verlegenheiten betragen das Handwerkliche des Berufs ebenso wie das Menschenbild und das Mitreden in interdisziplinären Fragen. Möglicherweise liegt das daran, daß die Psychoanalytiker trotz ihrer besonderen interpersonellen Kompetenz in der Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit verwandten akademischen Berufen – weiß Gott, welche Untersuchung das mit welchen Methoden zutage gebracht hat – vor den Zahnärzten und den theoretischen Mathematikern an drittletzter Stelle stehen. Vielleicht täten Theologen und Kirchenleute etwas Gutes, wenn sie ohne falsche Scheu und Unterlegenheitsgefühle sich gerade solcher Verlegenheiten annähmen. Der interpersonellen Kompetenz täte es sicher auf beiden Seiten gut.

D. A. Seeber

Zwischen Sozialismus und Buddhismus

Kurskorrekturen in Burma

Seit General Ne Win 1962 in Burma die Macht übernahm, versucht er einen Sozialismus eigener Art zu verwirklichen, ohne Bindungen an das Ausland. Die wichtigsten Wirtschaftszweige wurden verstaatlicht und die Kontakte zum Ausland auf ein Minimum reduziert. Zahlreiche Angehörige der indischen und chinesischen Minderheit, aber auch die meisten ausländischen Missionare waren zum Verlassen des Landes gezwungen. Hart trafen die christlichen Konfessionen auch die Verstaatlichung des Schul-

und Sozialwesens, die rigorose Pressezensur und die weitgehende Beschneidung ihrer Auslandsbeziehungen. Diese Maßnahmen entsprechen im übrigen den Forderungen nationalistischer buddhistischer Kreise, womit diese wohl auch für den Verlust ihres politischen Einflusses entschädigt werden sollten (vgl. HK, Mai 1967, 234 ff.). Nachdem die sozialistischen Experimente das Land fast an den Rand des wirtschaftlichen Ruins gebracht hatten, lockerte Burma aber seit Mitte der siebziger Jahre wieder etwas